



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Österreich und der deutsch-französische Krieg. 2.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908



Österreich und der deutsch-französische Krieg.

2.

ir wiederholen heute zunächst in einigen Zeilen die Darstellung, welche Beust und ihm gegenüber Gramont von der Haltung giebt, die Österreich zu dem Streite zwischen Deutschland und Frankreich im Jahre 1870 angenommen hatte. Beust behauptet und versucht mit einer Weisung an Metternich, den damaligen österreichischen Botschafter am Pariser Hofe, datirt vom 11. Juli 1870, zu beweisen, daß Frankreich kein Recht gehabt habe, auf bewaffneten Beistand Österreichs zu rechnen. Österreich habe nur die Verpflichtung gehabt, sich nicht mit einer dritten Macht gegen Frankreich zu verständigen, und diese sei gewissenhaft beobachtet worden. Der Kriegsfall sei zwar besprochen, aber nichts darüber ausgemacht und versprochen worden. Man habe sich dabei nur über Maßregeln zur Erhaltung des Friedens, nicht zur Teilnahme an einem von Frankreich ohne vorherige Zustimmung Österreichs unternommenen Kriege verständigt, und auch das sei nur Entwurf geblieben. Österreich habe bei der Kandidatur des Prinzen von Hohenzollern dem Kaiser Napoleon nur diplomatischen Beistand leisten wollen, militärischen dagegen nicht leisten können, und es habe dies in Paris am 11. Juli erklären lassen, sich dabei mißbilligend über das überstürzte Vorgehen Frankreichs gegen Preußen geäußert und davon abgeraten. Gramont verweist auf Verhandlungen von 1868, 1869 und 1870 und bezeichnet die von 1869 als Grundlagen eines Vertrages über die Mitwirkung Österreichs am Kriege, über die Ende Juli 1870 verhandelt worden sei. Wie habe ihm, als er Botschafter in Wien gewesen sei, Beust gesagt, daß Österreich, wenn die Regierung des Kaisers Napoleon sich in einen Krieg verwickle, ihr nicht

Grenzboten II. 1888.

50

folgen werde. Die Depesche vom 11. Juli sei ihm von Metternich niemals gezeigt worden, und am 20. Juli, nachdem inzwischen Graf Witzthum in Paris gewesen sei und im Auftrage Österreichs mit Napoleon und ihm selbst gesprochen habe, habe Beust an Metternich geschrieben, jetzt sei jede Möglichkeit eines Mißverständnisses beseitigt, und er möge dem Kaiser und seinen Ministern sagen, Österreich werde, getreu seinen Verpflichtungen, die Sache Frankreichs als die seinige betrachten und zum Erfolge der französischen Waffen innerhalb der Grenzen des Möglichen beitragen. Zu gleicher Zeit habe Metternich ihm erklärt, Österreich werde erst anfangs September bereit sein, den Feldzug zu eröffnen. Mit Witzthum sei ein Vertrag verabredet worden, worin bestimmt erklärt worden sei, die bewaffnete Neutralität der vertragschließenden Mächte solle sich in thatsächliche Mitwirkung Österreichs gegen Preußen verwandeln, wenn Preußen, nachdem man gemeinsam in einem Ultimatum die Forderung gestellt habe, es solle sich verpflichten, nichts gegen den im Prager Frieden geschaffenen Stand der Dinge zu unternehmen, mit einer Weigerung antworten werde, was sicher geschehen würde.

In seiner nachträglichen Duplik hält Beust dem Herzog von Gramont entgegen, daß er zwar von der Depesche vom 11. Juli nichts gewußt haben wolle, aber demungeachtet selbst anerkenne, daß Beust vom Kriege abgeraten habe. „Wenn darauf — fährt er fort — die Worte folgen: »bis zur Ankunft des Grafen Witzthum,« so ist darauf aufmerksam zu machen, daß Witzthum, damals Gesandter in Brüssel, sich vor der Kriegserklärung in Paris ohne Urlaub, ohne Aufträge seiner Regierung aufgehalten hatte und erst nach der Kriegserklärung nach Paris geschickt wurde, wonach es sehr natürlich ist, daß alsdann von einem Abtraten nicht mehr die Rede sein konnte. Die von mir gebrauchten Worte: »Es ist klargestellt, daß, als Frankreich den Krieg erklärte, nicht ein Wort gesprochen oder geschrieben worden war, welches berechtigt hätte, auf unsern militärischen Beistand zu rechnen,« werden durch nichts in der Gramontschen Replik entkräftet; im Gegenteile, sie finden dadurch Bestätigung, daß Gramont sagt, während seiner Mission in Wien habe sich niemals eine Gelegenheit gefunden, wo Österreich aufgefordert worden wäre, sich über seine Willfährigkeit zu einem Kriege auszusprechen, und er habe nicht einmal dessen eventuelle Mitwirkung zu einem solchen zu beanspruchen gehabt. Hiernach müßte ich also dem französischen Botschafter aus freien Stücken mit dem Versprechen der Teilnahme für den Fall entgegengekommen sein, daß es einmal Frankreich belieben sollte, einen solchen Krieg zu unternehmen. Das würde selbst mein ärgster Feind nicht glaubhaft finden.“ Einen andern auffälligen Widerspruch erblickt Beust in der Gramontschen Antwort. „An zwei Stellen sagt Gramont, er habe Beust und Österreich keinerlei Vorwurf zu machen, gleichwohl beruft er sich am Schlusse seiner Replik auf positive Abmachungen und auf verschiedene Depeschen, die er an den Prinzen Latour d'Auvergne, seinen Nachfolger in

Wien, gerichtet habe, um die österreichischen Operationen zu beschleunigen. Da nimmt es sich doch seltsam aus, wenn der, welchem solche Zusagen gemacht worden waren und welcher vergeblich auf deren Verwirklichung drang, dem andern nichts vorzuwerfen hatte.“ Der Widerspruch löst sich nach Beust mit der Unklarheit der Behauptungen Gramonts. „Abmachungen bestanden in Wirklichkeit nicht, und weder Metternich noch Bixthum hat sich dazu bekannt, entsprechende Erklärungen abgegeben zu haben, zu denen sie in der That auch gar nicht ermächtigt waren. Wohlweislich hat sich Gramont gehütet, sich auf einen vollzogenen Akt zu berufen. . . . Es wird zwar das elastische Wort gewählt: »Der Graf Bixthum stellte im Einvernehmen mit dem Botschafter Österreichs mit mir die Grundlagen des Vertrages auf, welcher erklärte« u. s. w., was man so verstehen konnte, als habe der Vertrag bestanden, was aber in Wahrheit nur *de faciendo*, nicht *de facto* gelten konnte, sofern selbst, was ich gar nicht zugebe, die genannten Personen sich in der Weise geäußert haben sollten, wie Gramont sie verstanden haben will.“ Wenn Gramont sich auf eine Verabredung bezieht, nach welcher von Preußen in Gestalt eines Ultimatums verlangt werden sollte, nichts gegen den im Prager Frieden festgestellten Statusquo zu unternehmen, so hat ihm nach Beusts Behauptung sein Gedächtnis einen argen Streich gespielt. Allerdings beantragte Frankreich einmal etwas der Art bei Österreich, das war aber 1868 bei der Luxemburger Verwicklung, und Österreich ging darauf nicht ein, und glauben machen zu wollen, es sei im Juli 1870 geschehen, man habe in einem Augenblicke, wo die süddeutschen Armeen mit der preussischen schon im Felde standen, in Wien an Preußen ein Ultimatum wegen der Mainlinie richten wollen, erfordert viel Kühnheit der Phantasie.

Damit ist unstreitig vieles in der Gramontschen Replik widerlegt, andres aber bleibt bestehen. Österreich verfuhr durchaus freundschaftlich gegen Frankreich, aber behutsam. Man wünschte ihm den Sieg und hätte gern dazu mitgewirkt, versprach das auch, band sich aber nicht; denn man kannte die Unzuverlässigkeit Napoleons und war nicht sicher, wie viel er vermochte, hatte auch Rußland zu fürchten. Beust ließ die Depesche vom 11. Juli nur vorlesen, nicht übergeben. Bixthum und Metternich verhandelten später mit Gramont über einen Vertrag, der Österreich eventuell zum Beistande mit den Waffen verpflichtete, er blieb aber Entwurf wie das „Instrument,“ welches vorher von den Souveränen Österreichs, Frankreichs und Italiens ins Auge gefaßt war. Wenn endlich Gramont den Österreichern keinen Vorwurf machen zu können erklärt, so will er offenbar damit sagen: ihr wolltet wohl, konntet aber nicht, und so glaubt er es mit ihnen nicht verderben zu dürfen, da in dem Augenblicke, wo er schrieb, Napoleon noch Aussicht hatte, seinen Thron wieder zu gewinnen, und dann Österreichs Wohlwollen von Wert war.

Dieses Urtheil wird durch eine Depesche bestätigt, die Beust 1874 von London

aus an Andrassy richtete und in der es heißt: „Der Herzog von Gramont hat nicht bewiesen und wird nicht beweisen können, daß vor der Kriegserklärung ein Wort gesagt oder geschrieben wurde, welches Frankreich hätte berechtigen oder nur verleiten können [verleiten? zu viel behauptet; man denke an Bixthums Sendung, und man vergleiche das Folgende], zu glauben, es könne auf die bewaffnete Unterstützung Österreichs rechnen. Als der Krieg einmal erklärt war, dann erst sind zwar keine bindenden Zusicherungen, wohl aber freundliche Kundgebungen [wir sagen, auf Schrauben gestellte, behutsame Versprechungen für den Fall, daß oder daß nicht u. s. w.] nach Paris gegangen. Die französische Regierung zu entmutigen, konnte ihr nichts mehr helfen, uns aber sehr viel schaden. [Dies zwischen den Zeilen: daher Ermütigung.] Heute ist es leicht, darüber abzusprechen, damals aber vermochte das niemand. Ich erinnere daran, wie die preussische Regierung selbst Sorge trug, durch die Presse auf die Wahrscheinlichkeit anfänglicher Niederlagen aufmerksam zu machen. [Uns nicht innerlich, und wir hätten das erfahren müssen und in einem guten Gedächtnisse aufbewahrt. Höchstens von einer Möglichkeit könnte offiziös gesprochen worden sein.] Die Gewißheit des Kaisers Napoleon zu einem möglichst raschen Friedensschlusse war uns bekannt, daß dieser auf unsre Unkosten geschlossen worden wäre, denn unter den damaligen Umständen wäre schon die Überantwortung des südlichen Deutschlands eine Niederlage für Österreich gewesen, ist gewiß, und welche Worte hätte man für den österreichischen Minister gehabt, der diesen Ausgang nicht vorhergesehen hätte? Daß bei dem damaligen Drängen der Ereignisse in den betreffenden Schriftstücken, teilweise infolge persönlichen Uebers eifers des Konzipienten, manches nicht genug abgewogene Wort übersehen wurde, darf ich nicht leugnen, aber es sind eben nur Worte, nicht Gedanken und Thaten, an welche der Gramontsche Schwindel und die journalistische Heze sich hängen. . . . Was ihn [Gramont] allein vor der Mit- und Nachwelt entschuldigen könnte, nämlich daß er vor der Kriegserklärung eine Allianz hatte, kann er nie behaupten und noch weniger beweisen, und die angeblich aus den späteren Mitteilungen geschöpfte Überzeugung, daß er auf die bewaffnete Unterstützung Österreichs rechnen konnte, zieht ihm nur den neuen Vorwurf zu, daß er es bei solchen Dispositionen zu keiner Allianz hatte bringen können.“ An andrer Stelle sagt Beust noch deutlicher, daß ihn nur Vorsicht bestimmt habe, wenn er sich vor dem Kriege zwar von Wohlwollen gegen Frankreich erfüllt und geneigt zeigte, unter Umständen ihm militärische Hilfe zu leisten, sich aber auf nichts bestimmtes einließ, und wenn er mit der Pariser Regierung nach der Kriegserklärung nur „Fühlung behielt.“ Er bemerkt hier: „Nach dem Kriege war es leicht zu sagen, was hätte geschehen sollen. Wer aber vermochte, als der Krieg ausbrach, dessen Verlauf vorherzusagen? Ich war mir der ganzen Schwere der auf mir lastenden Verantwortung bewußt, doppelt, weil ich ein vom Kaiser nach Österreich berufener Ausländer war. Wie viel der schlaflosen

Mächte mir das gekostet, mag ich gar nicht sagen.“ [Ist auch nicht nötig, da man sich den harten Kampf, den Sympathie mit den Franzosen und Haß gegen die Preußen einerseits und die Ungewißheit, wer von beiden der stärkere sei, anderseits in seiner Seele gekämpft haben müssen, lebhaft vorstellen kann.] „Wäre ich ein Abenteuerer gewesen, die Partie war leicht. Ich brauchte nur in Paris sechshundert Millionen, die ich anstandslos erhalten hätte, zu verlangen, mit diesen den Krieg einzuleiten, Verfassung und Preßgesetz zu suspendiren — die Mittel dazu wären mir nicht vorenthalten worden, und auch Ungarn . . . wäre mir nicht im Wege gestanden. Im Falle des Sieges war ich ein großer Mann, im Falle der Niederlage suchte ich das Weite. Ich darf es sagen, jeder Schritt, den ich gethan, war reiflich überlegt und nach den Umständen bemessen. Das Resultat ist für Österreich-Ungarn gewesen: entgegenkommende Freundschaft Deutschlands und gerechte und sympathische Würdigung von seiten Frankreichs. Besser konnte es doch gar nicht getroffen werden.“ Das heißt doch aus der Not eine Tugend machen, und was die entgegenkommende Freundschaft Deutschlands betrifft, so fand sie doch erst aufrichtige Erwidierung, als Beust in Andrássy einen Nachfolger erhalten hatte.

Die deutsche Politik hatte während des Krieges und nach dem Kriege viele gute Gründe, sich mit der österreichischen auf möglichst freundschaftlichen Fuß zu stellen, und das wurde auch versucht. Sie hatte aber gar keinen Grund, dem Grafen Beust dankbar zu sein, daß er unterlassen hatte, was er nicht thun konnte und nur zu gern gethan hätte. Eher mag ihm Österreich auf das Konto seiner Verdienste schreiben, daß er so klug war, seine Ohnmacht einzusehen und dieser Einsicht durch Enthaltensamkeit Folge zu geben. Welch ein bitterer Gegner des werdenden Deutschlands er war, sagt uns fast jede Seite seiner Schrift, die von seiner Stellung zu Deutschland handelt, und wie er in jener Eigenschaft durch verschiedene Ratschläge für die Sache Frankreichs zu wirken suchte, wird gleichfalls mit mehreren Beispielen belegt. Im zweiten Bande S. 9 ff. erzählt er, wie er nach der Schlacht bei Königgrätz nach Paris gesandt wurde, um Hilfe zu erbitten. „Es war am 9. Juli in sehr später Abendstunde, als Graf Moriz Esterhazy in mein Zimmer trat, um mir zu sagen, der Kaiser wünsche mich zu sprechen, und zwar handle es sich darum, mich nach Paris zu senden, um vom Kaiser Napoleon ein kräftiges Eingreifen zu erlangen. . . Man mochte in Wien wissen, daß ich mit Napoleon in persönlichem Verkehr gestanden und mich seinerseits einer sympathischen Aufnahme zu erfreuen gehabt hatte. Daß die Mission eine wenig aussichtsvolle sei, verhehlte ich mir nicht, ebensowenig, daß ich mir durch deren Übernahme die letzte Brücke zur Rückkehr auf meinen Dresdener Posten abbrach. Diese Betrachtungen konnten mich nicht abhalten, den Versuch zu wagen. . . Esterhazy führte mich zum Kaiser, und ich nahm keinen Anstand, meine Bereitwilligkeit zur Übernahme der Mission unter Voraussetzung der Erlaubnis des Königs [Johann von Sachsen] zu erklären,

ohne meine Zweifel über die Chancen des Gelingens zu verschweigen. Instruktionen erhielt ich weder mündlich noch schriftlich, alles wurde meinem Ermessen überlassen, doch bekam ich ein allerhöchstes kaiserliches Handschreiben zu meiner Legitimation. . . Am nächsten Abende reiste ich nach Paris ab, wo ich nach der zweiten Nacht ankam und Napoleon mich einige Stunden später empfing. Vorher hatte ich Metternich und Seebach, den sächsischen Gesandten, gesprochen und durch sie erfahren, daß das »zu spät« bereits in optima forma vollzogen sei. Prinz Reuß . . . war in geheimer Mission nach Paris gesendet worden und verließ es in dem Augenblicke, wo ich dort eintraf. Hätte man mich am Tage nach Königgrätz abgeschickt, so wäre vielleicht mehr zu erlangen gewesen. Meine ohnedies schwachen Hoffnungen wurden aber noch mehr herabgestimmt, als ich des Kaisers ansichtig wurde und seine Rede vernahm. Es war ein neues österreichisches Mißgeschick, daß er zu jener Zeit gerade im höchsten Grade an der vielgenannten Prostata litt, was sich nicht allein in seiner äußern Erscheinung, sondern auch in seiner intellektuellen Verfassung kundgab. . . Wie ein Kind lallte er fortwährend [wir übersetzen sein Französisch]: »Ich bin nicht vorbereitet für den Krieg.« Es war vergeblich, daß ich die folgenden Worte an ihn richtete: »Ich verlange nicht, Sire, daß Sie Krieg führen, ich bin trotz allem ein zu guter Deutscher, um das auch nur zu wünschen, aber es handelt sich nicht darum. Sie haben hunderttausend Mann in Chalons, dirigiren Sie die an die Grenze, lassen Sie ein Geschwader nach der Nordsee abgehen, das ist alles, was nötig ist. Die Operationslinie der preußischen Armee ist bereits zu ausgedehnt, als daß sie dann nicht genötigt wäre, Halt zu machen; in Wien, in München, in Stuttgart faßt man dann wieder Mut, und Deutschland nimmt Sie mit Erkenntlichkeit als Vermittler an. Wenn Sie das nicht thun, so werden Sie selbst vielleicht in fünf oder sechs Jahren mit Preußen Krieg haben, und dann, sage ich Ihnen voraus, wird ganz Deutschland mit ihm marschiren.« Ich sprach Drouyn de l'Éury; obschon mehr österreichisch als preußisch gesinnt, zeigte er sich schwach, riet zu baldigem Friedensschlusse und setzte sich, als ich die obigen Worte auch an ihn richtete, aufs hohe Pferd: »Wenn man uns angreift, uns! so werden wir uns gut zu verteidigen wissen.« Indes gelang mir doch zweierlei: für Österreich, daß der Kaiser die moralische Verpflichtung anerkennen mußte, in Folge der acceptirten Abtretung von Venetien bei den Friedensverhandlungen für Österreich einzutreten, wozu der mir persönlich befreundete und dem Kaiser Napoleon nahe stehende damalige Präsident des gesetzgebenden Körpers, Graf Walewski, in der loyalsten und entschiedensten Weise zur Hand ging, und für Sachsen, daß Frankreich dessen Integrität verlangte. Ich darf sagen, daß ich damals Sachsen vor der gänzlichen Vernichtung gerettet habe; denn so warm man auch österreichischerseits dafür eintrat, wer wie ich am Tage der Nikolsburger Verhandlung die beiden Leiter des Ministeriums des Außern auf dem Ballplatze gesehen

und die Persönlichkeiten und Dispositionen der Unterhändler in Nikolsburg kannte, der darf wohl Zweifel hegen, ob man ohne die französische Nachhilfe fest geblieben wäre.“ Das Fortbestehen Sachsens als Ganzes beruhte also im letzten Grunde nicht, wie viele bisher glaubten, auf Österreichs Einspruch gegen eine Teilung des Landes, auch nicht, wie wir anzunehmen Ursache hatten, darauf, daß Bismarck eine solche widerriet, weil er im neuen Bunde kein durch Verstümmelung verstimmtes und unzufrieden gemachtes Glied haben wollte, sondern auf dem Verlangen Frankreichs, einer nichtdeutschen Macht! Wir meinen, daß man dem Grafen Beust für diese Enthüllung in Dresden jetzt nicht dankbar sein wird. Wie dem aber auch sei, die Art und Weise, in welcher er seine Pariser Mission erfüllte, und namentlich der Rat, den er dem Kaiser der Franzosen bei der Gelegenheit erteilte, war so undeutsch als möglich, obgleich er sich dabei einen „zu guten Deutschen“ nannte.

Ein Beispiel mehr für die undeutsche und franzosenfreundliche Denkweise Beusts ist folgendes, das von ihm selbst im zweiten Bande S. 357 ff. mitgeteilt wird. Nachdem er gesagt, er habe 1870, vor Ausbruch des Krieges, sich angelegen sein lassen, bei dem Kaiser Napoleon die Illusion zu entfernen, daß Süddeutschland sich an dem Kriege nicht beteiligen werde, ihn also zu warnen, was natürlich nicht im Interesse Deutschlands, sondern aus Besorgnis für Frankreich geschah, erzählt er: „In dieser Zeit war es auch, daß ich eines Tages an Fürst Metternich schrieb: »Will Gramont mein Rezept? Hier ist es: Man greife den König von Preußen nicht an, behandle die Angelegenheit [der Thronkandidatur des Prinzen Leopold] als spanische Frage und lasse, wenn man in Madrid den Reklamationen nicht Rechnung trägt und eine Flotille absendet, um den Prinzen von Hohenzollern in einem Hafen der Nordsee an Bord zu nehmen, von Brest oder Cherbourg ein Geschwader auslaufen, um ihn beim Kragen zu nehmen (empoigner). Wenn Preußen das übel nimmt, so wird es Mühe haben, den deutschen Süden zu bewegen, daß er marschieren läßt. Wenn Ihr [man bemerke das „Ihr,“ d. h. Metternich und Gramont, die als Verbündete gedacht werden] dagegen Preußen angreift, so gehört ihm der Süden.« Metternich teilte das dem Herzoge von Gramont mit. Die Antwort war: »Herr von Beust schickt mir da eine Szene aus der komischen Oper.« Es darf nicht unberücksichtigt bleiben, daß es sich hier weder um eine Depesche, noch um einen vertraulichen diplomatischen Brief handelte, sondern um einen auf ein Blättchen Papier hingeworfenen Gedanken. [Das Format war doch gleichgültig, wie auch Metternich gedacht haben wird, als er das „Blättchen“ wie eine Depesche dem französischen Minister überreichte.] Daher sind auch Ausdrücke wie empoigner nicht nach strengem Wortlaute zu nehmen. Den Gedanken selbst aber halte ich noch heute für einen solchen, der sehr beherzigenswert war. Emil Olivier, mit dem ich einmal gelegentlich eines mir gemachten Besuches die Sache besprach, war entgegengesetzter Ansicht und meinte, das

hätte eine Beteiligung Spaniens am Kriege zur Folge gehabt. Dagegen ist einzutenden, daß bei einer so entschiedenen Haltung Frankreichs, die in einer materiellen maritimen Demonstration gegipfelt hätte, es für Spanien ebenso schwer gewesen sein würde, darauf mit einer Kriegserklärung zu antworten [warum, sagt der Verfasser nicht], als es für Preußen schwer gewesen wäre, eines französisch-spanischen Konfliktes wegen das deutsche Volk unter die Waffen zu rufen, nur darum, weil die private Angelegenheit eines nicht einmal dem regierenden Hause angehörenden Prinzen im Spiele war. [Dies ist allerdings eine richtige Vermutung des arglistigen Franzosenfreundes am Wiener Ballplatz.] Die bedrohende Kriegsgefahr aber wäre so handgreiflich geworden, daß zuversichtlich die nachdrücklichsten beschwichtigenden Mediationsversuche von allen Seiten in Fluß gekommen sein würden."

Auch in der in unserm vorigen Artikel mitgetheilten Depesche vom 11. Juli 1870 spricht Beust durchgehends als Freund Frankreichs, der ihm alles Gute und in der vorliegenden Angelegenheit den besten Erfolg wünscht und nur daran zweifelt und sich verlegt fühlt, weil es nicht den von ihm empfohlenen Weg eingeschlagen hat. Er macht Napoleon und Gramont allerdings Vorwürfe und zwar zuweilen in Ausdrücken, die an Grobheit grenzen, aber es ist doch die Sprache verschmähter Liebe, welche sich bewußt ist, klug und im wahren Interesse Frankreichs und gegen die Aussichten Preußens auf Erfolg sich zu äußern, wenn er an Metternich schreibt, die Kandidatur des Prinzen von Hohenzollern sei an sich keine Thatfache gewesen, die notwendig zum Kriege habe führen müssen, und dann fortfährt: „Wenn Frankreich bei diesem Vorfalle nicht gleichgiltig blieb, so ist nichts mehr in der Ordnung. Wenn es hierin zu Anfang einen Mangel an Rücksicht und folglich eine Verletzung seiner Würde erblickte, so ist nichts natürlicher. Wenn es erklärt, dadurch, daß ein preußischer Prinz [»preußischer« ist unrichtig, er gehörte, wie wir sahen, nach Beust selbst, »nicht dem regierenden Hause an«] den Thron Spaniens besteigt, würden seine Interessen bedroht, so ist das eine Sache, gegen die sich nichts einwenden ließe. Es hatte hierin Gelegenheit, einen diplomatischen Feldzug zu beginnen, wo Frankreich eine sehr schöne Rolle hatte, wo Preußen und Spanien offenbar im Unrechte waren, und wo Europa ganz geneigt gewesen wäre, sich auf die Seite Frankreichs zu stellen und auf die beiden andern Mächte einen Druck zu üben, welcher zur Folge gehabt hätte, entweder auf friedlichem Wege den französischen Interessen reichliche Befriedigung zu verschaffen oder der französischen Regierung einen großen moralischen Vorteil zu sichern, wenn sie durch Verweigerung dieser Befriedigung gezwungen worden wäre, zu den Waffen zu greifen. Man hätte Spanien in fester, aber maßvoller Sprache auseinanderzusetzen sollen, was Frankreichs Interesse augenscheinlich erforderte. Ähnliche Erklärungen hätten bei den fremden Kabinetten abgegeben werden sollen, und diese würden sich beeilt haben, Frankreich ihren thätigen Beistand zur Beseitigung dieser Ursache

der Verwicklung anzubieten. Preußen würde wahrscheinlich, ohne von Frankreich unmittelbar herangezogen zu werden, zurückgewichen sein, und Frankreich hätte bei diesem Feldzuge alle Ehre und allen Gewinn davon getragen. Wenn Preußen gegen alle Erwartung trotz der Ratschläge Europas dabei beharrt hätte, nicht zu sorgen, daß der Prinz von Hohenzollern seine Kandidatur zurückzöge, so würde der Krieg unter den für Frankreich günstigsten moralischen Bedingungen begonnen haben. Die französische Regierung hat sich dem von mir skizzierten Plane von Anfang an nicht angeschlossen. Ihre ersten Kundgebungen schon tragen nicht den Charakter einer diplomatischen Aktion, sie sind weit mehr eine veritable Kriegserklärung, an Preußen in Ausdrücken gerichtet, welche in ganz Europa Aufregung hervorrufen und es leicht an einen vorbedachten Plan glauben machen, den Krieg um jeden Preis herbeizuführen. Gern hoffen wir noch, daß die Angelegenheit eine Bahn einschlagen kann, welche dem diplomatischen Gesichtspunkte mehr entspricht, und daß Frankreich dabei nicht weniger glänzende Erfolge erreichen wird" u. s. w.

Diese Hoffnung erfüllte sich nicht, aber lange Zeit noch war Beust bereit, als formell neutraler Vermittler für das Interesse Frankreichs zu wirken, nur war er vergeblich auf der Lauer nach Gelegenheit dazu. „Mit vollem Rechte — schreibt Beust S. 358 — konnte der Historiker Henri Martin bei dem 1882 mir zu Ehren von der internationalen litterarischen Gesellschaft veranstalteten Abschiedsbankette sagen: »Nachdem ich alle Schriftstücke geprüft habe, die sich auf diese Epoche beziehen, bleibe ich dabei, zu behaupten, daß, wenn wir 1870 den Ratschlägen des Grafen Beust gefolgt wären, alle unsre Unglücksfälle uns erspart geblieben sein würden.«" Das Lob ist verdient. Beust war ein treuer Freund, ein stets besorgter Wohlthäter Frankreichs, der sich immer, wo es noththat, beeilte, ihm mit Ratschlägen aus dem Füllhorne seiner Klugheit beizuspringen und ihm den rechten Weg zu seinem Heile zu weisen, der aber leider nur ebenso oft den Schmerz erleben mußte, zu sehen, daß man ihm nicht glaubte und nicht folgte.



Tolstoi und Thering.

Von Eduard Kulte.



eo Tolstoi, ein Denker von seltner sittlicher Tiefe, erhebt angesichts der von Kämpfen aller Art erfüllten Gesellschaft seine warnende Stimme und ruft: Widerstrebet nicht dem Übel! Diese Lehre ist nicht neu, sie ist enthalten in der Bergpredigt; ja schon im „Gorgias“ des Platon giebt Sokrates auf die Frage des Polos: Du wolltest also lieber Unrecht leiden als Unrecht thun? zur Antwort: Sch

Grenzboten II. 1888.